

Predigt über Matthäus 12,38-42

Die Finger der Hand, mit der wir auf andere zeigen, weisen auf uns selbst zurück, sagt ein Sprichwort. Allemal interessanter als die Frage, wie es denn um Theorie und Praxis des eigenen Glaubens bestellt sei, ist in der Geschichte der Kirche meistens die Frage nach dem Unglauben der anderen gewesen. Warum wollen sie bloß nicht richtig glauben: die Pharisäer und Schriftgelehrten, die Juden, die Ketzer des Mittelalters, die neuzeitlichen Atheisten und Kommunisten. An der Art dieser Fragestellung hat sich bis heute nichts geändert, übrigens auch im rein weltlichen Bereich, nachdem Glaubensfragen für die Menschen unserer Zeit nicht mehr eine so existentielle Bedeutung haben wie in früheren Generationen. Das beständige Fingerzeigen zum Beispiel auf das, was bei anderen falsch und böse ist, entbindet auf bequeme Weise von der Frage, ob denn bei uns alles richtig und gut ist.

Da fingen einige von den Schriftgelehrten und Pharisäern an und sprachen zu Jesus: Meister, wir möchten gern ein Zeichen von dir sehen. Und er antwortete und sprach zu ihnen: Ein böses und abtrünniges Geschlecht fordert ein Zeichen, aber es wird ihm kein Zeichen gegeben werden, es sei denn das Zeichen des Propheten Jona. Denn wie Jona drei Tage und drei Nächte im Bauch des Fisches war, so wird der Menschensohn drei Tage und Nächte im Schoß der Erde sein. Die Leute von Ninive werden auftreten beim Jüngsten Gericht mit diesem Geschlecht und werden es verdammen; denn sie taten Buße nach der Predigt des Jona. Und siehe, hier ist mehr als Jona. Die Königin vom Süden wird auftreten beim Jüngsten Gericht mit diesem Geschlecht und wird es verdammen; denn sie kam vom Ende der Erde, um Salomos Weisheit zu hören. Und siehe, hier ist mehr als Salomo.

Nun ist die Forderung nach einem Zeichen ja durchaus legitim. Wer behauptet, im Namen Gottes unterwegs zu sein, muss sich entsprechend ausweisen, damit man ihn von den vielen falschen Propheten unterscheiden kann. Und auch wir, die wir täglich Zeichen zu empfangen scheinen, dass es Gott *nicht* gibt oder dass er zumindest abwesend ist, sehnen uns doch je und dann nach einem eindeutigen Zeichen seiner Gegenwart. Tatsächlich berichtet das Matthäusevangelium bis zu unserer Stelle ununterbrochen von Zeichen und Wundern Jesu: Blinde und Lahme gehen, Aussätzige werden rein, und Taube hören, Tote stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Zeichen und Wunder Jesu. Sie sind für die Pharisäer und Schriftgelehrten genauso viel oder wenig zu sehen gewesen, wie für alle anderen auch. Offenbar wollen sie also etwas anderes – aber was?

Kurz vorher wird erzählt, wie Jesus einen Menschen mit einer verkrüppelten Hand heilt – am Sabbat. Damit verstößt er gegen das Sabbatgebot, jedenfalls in den Augen der Pharisäer. Sie können sich nicht mit dem Geheilten freuen. Von ihnen heißt es vielmehr: *Sie gingen hinaus und hielten Rat über ihn, wie sie ihn umbrächten.* An einem Zeichen als solches sind sie also gar nicht interessiert, erst recht nicht am Wohlergehen des Kranken. Ihnen geht es nur darum, ihr Todesurteil untermauern zu können. Alles steht längst fest, nichts soll sich mehr ändern. Aber diesem bösen Geschlecht, sagt Jesus, wird kein Zeichen gegeben werden.

Wer ist dieses böse Geschlecht? Nein, reden wir nicht von den Pharisäern und Schriftgelehrten. Reden wir von uns. Dann sind wir schnell bei der Frage, wie wir eigentlich mit den Boten Gottes und ihrer Botschaft umgegangen sind und umgehen. In der Gewalttätigkeit der Weinbauern aus dem vorhin gehörten, in seiner Brutalität verstörenden Gleichnis *Von den bösen Weingärtnern* erkennen wir dann genauso wie in den Weherufen Jesajas die Gewalttätigkeit unserer Zeit wieder, auch die soziale Gewalttätigkeit, die unsere Gesellschaft zerstört und in die wir – ob wir wollen oder nicht – tief verstrickt sind. In der Verstocktheit der Weinbauern

erkennen wir genauso wie in Rechtsbruch und Schlechtigkeit, die der Prophet beklagt, unsere Unfähigkeit, auf den Ruf Gottes zu hören und ihm zu entsprechen. Es sollte uns zu denken geben, dass wir in unserer Kirche so wenig den Eindruck von Herausgerufenen machen, eher von solchen, die das Bestehende legitimieren, sich ängstlich anpassen an die vorgegebenen Normen. Jesu Hinweis auf die Leute von Ninive und auf die Königin von Saba – sollen wir das so verstehen, dass er auch anderswo eine Gemeinde, seine Gemeinde suchen und finden könnte?

In der Passionszeit bedenken wir das Leiden und Sterben Jesu. Sein Kreuz erinnert uns an die vielen Kreuze vor ihm und nach ihm, die unzähligen Opfer von Unfrieden, Ungerechtigkeit und Gewalt; jedes dieser Kreuze eines zu viel, wie der kürzlich verstorbene Schweizer Dichterpfarrer *Kurt Marti* sagt. Wir denken aber auch daran, dass mit dem Tode Jesu etwas Neues angefangen hat, eine inoffizielle, eine Gegengeschichte sozusagen neben der offiziellen Weltgeschichte. Eine Geschichte, die ganz parteiisch nicht nach den Siegern, sondern nach den Verlierern fragt, nach den Sanftmütigen, den Barmherzigen, den Friedensstiftern.

Wo wir davon hören und sehen? In seinem Wort. Und in den Zeichen natürlich, in den Zeichen, die er gibt, in den Zeichen, die er uns hinterlassen hat, in Brot und Wein zum Beispiel, oder überall dort, wo seine Liebe unter uns Gestalt annimmt.

Amen.